

HEYNE <

INY
LORENTZ

HELENA

Das Schicksal der Todesschwester

ROMAN

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2026 by Iny Lorentz

Copyright © 2026 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27583-6

www.heyne.de

ERSTER TEIL

DES VATERS ZORN

Als Lene hörte, dass der Vater aus dem Haus ging, wollte sie eilig ihr Zimmer verlassen. Dann aber mahnte sie sich zur Vorsicht, blieb an der Tür stehen und lauschte. Bei dem, was sie vorhatte, durfte Franka sie keinesfalls erwischen, denn das Hausmädchen würde sie umgehend an den Vater verraten. Da vernahm sie, dass die Köchin Franka befahl, zum Kolonialwarenhändler zu gehen, um Kaffeebohnen und Rohrzucker zu besorgen.

Das war die Gelegenheit! Lene wartete gerade so lange, bis sie hörte, dass die Haustüre erneut geschlossen wurde, und eilte los. Wie sie es erhofft hatte, war die Tür des Studierzimmers ihres Vaters nicht abgeschlossen. Sie schlüpfte hinein und drückte die Tür vorsichtig hinter sich zu, damit weder die Köchin noch der Hausdiener Klaus merkten, dass sie wieder einmal auf verbotenen Pfaden wandelte.

Auf dem Schreibtisch ihres Vaters stapelte sich ein Durcheinander aus Büchern, Zeitungen und Landkarten, und bereits der erste Blick verriet Lene, dass es sich wie erhofft um einen neueren Teil seiner griechischen Sammlung handelte. Da ihr Vater die Griechen hasste, wunderte Lene sich seit Langem, warum er sich so intensiv mit deren Aufstand gegen den türkischen Sultan beschäftigte. Auch diesmal hatte er von Hand Kommentare neben einzelne Artikel geschrieben.

Lene las einen von ihnen. »Die Griechen sind ein aufsässiges Gesindel, das sich gegen seinen von Gott eingesetzten Sultan erhebt.

Möge dieser sie dafür aufs Haupt schlagen, bis sie sich vor ihn auf den Boden werfen und ihn um Gnade anflehen!«

Der nächste Kommentar war noch heftiger: »Am besten wäre es, die Griechen zu versklaven und in alle Ecken des Osmanenreichs zu verkaufen. Dafür sollte man die Fluren Griechenlands mit muslimischen Albanesen, Armeniern und anderen Völkern des Reiches von Sultan Mahmud II. besiedeln.«

Nicht zum ersten Mal fragte Lene sich kopfschüttelnd, wieso ihr Vater solch böse Anmerkungen verfasste. Die Griechen waren ein berühmtes Volk und hatten große Dichter und Philosophen hervorgebracht. Da ihr Vater ihr eine gute Bildung hatte zukommen lassen, wusste sie, dass die Nachkommen eines Odysseus, eines Demosthenes und anderer großer Hellenen sich aufgemacht hatten, die Ketten der Fremdherrschaft zu zerbrechen und die Türken aus ihren Landen zu vertreiben, so, wie ihre Ahnen es einst mit den Persern gemacht hatten.

Aus ganz Europa, auch aus dem nahe gelegenen Heidelberg, waren aufrechte Männer aufgebrochen, um den Griechen zu helfen, ihre Freiheit zu erringen, um so die Dankesschuld an jenem Volk abzugelten, das Europa die Kultur gebracht hatte. Lene selbst hatte sich sogar eine Zeit lang gewünscht, ein Jüngling zu sein und kein Mädchen, denn dann hätte sie ebenfalls nach Griechenland ziehen und das Schwert gegen die Feinde schwingen können.

Lene stieß auf einen Zeitungsartikel, der von einem jener Männer stammte, die nach Griechenland gezogen waren. Sie las ihn und fauchte leise.

»Die Griechen sind ein übles und betrügerisches Volk, während der Türke ehrlich und bieder ist. Auf dessen Wort ist Verlass, wohingegen der Grieche das seine sofort bricht, sobald er nur den geringsten Vorteil für sich sieht.«

Daneben hatte ihr Vater geschrieben: »Wie wahr! Griechen sind Lumpen und Betrüger!«

Lene war zutiefst empört. Wie konnte man so über ein Volk urteilen, das sich nach Jahrhunderten der Knechtschaft aufmachte, diese abzuschütteln, um endlich wieder den ihm gebührenden Platz in der Welt einzunehmen?

Da forderte ein weiterer Artikel ihre Aufmerksamkeit. »Sie ist Griechenlands Johanna von Orleans. Wo auch immer die Türken auf dem Meer ihre blaue Flagge mit dem weißen Kreuz erspähen, beten sie zu ihrem Allah, ihnen einen Wind zu schicken, der sie der Kapitänin von Spetses entkommen lässt. Wenn die Kanonen ihrer Fregatte *Agamemnon* ertönen, bersten die Planken der türkischen Schiffe, und diese versinken mit Mann und Maus. So gewaltig ist der Ruf der Bouboulina, dass selbst der Sultan der Osmanen erzittert, wenn nur ihr Name fällt.«

Eine Heldin wie Laskarina Bouboulina wäre Lene gerne geworden. In ihrer Fantasie stellte sie sich vor, mit dem Säbel in der Hand auf dem Deck eines eigenen Kampfschiffs zu stehen und ein feindliches Schiff nach dem anderen zu versenken.

Lene war so vertieft in diese Vorstellung, dass sie nicht bemerkte, wie die Türe geöffnet wurde und ihr Vater hereinkam. Dessen Miene spannte sich an, als er die Tochter über die Zeitungen gebeugt sah. Er hob schon die Hand, um ihr einen Hieb zu versetzen, besann sich jedoch anders und schlug so knapp vor ihrem Gesicht auf den Tisch, dass sie erschrocken zusammenzuckte.

»Ich habe dir verboten, mein Studierzimmer zu betreten!«, sagte er mit einer gehörigen Portion Ärger in der Stimme.

»Ich ... ich ...« Lene brach ab, denn sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Ein Blick zu der Standuhr in der Ecke verriet ihr, dass sie weitaus länger in seinem Zimmer geblieben war, als sie es beabsichtigt hatte.

»Ich hatte dir verboten, mein Studierzimmer zu betreten!«, wiederholte ihr Vater. »Ebenso habe ich dir verboten, in diesen Zeitungen und Büchern zu lesen. Da du mein Gebot missachtet hast, bist du eine ungehorsame Tochter und musst bestraft werden.«

Lene richtete sich auf Ohrfeigen ein. Vielleicht bekam sie auch

scharfe Hiebe mit dem Stock auf ihr Hinterteil. Nachdem ihr Vater sie zum ersten Mal in seinem Studierzimmer erwischt hatte, war sie auf diese Weise bestraft worden. Es hatte geschmerzt, sie aber nicht daran gehindert, es wieder zu versuchen. Dabei hätte sie selbst nicht zu erklären vermocht, weshalb ihr das Schicksal Griechenlands und der Griechen so sehr am Herzen lag. Es mochte der Umstand sein, dass der Vater auf der Seite ihrer Unterdrücker stand.

»Weshalb hasst du die Griechen so sehr, dass du so böse Worte über sie schreibst?«, fragte sie, bereit, eine noch härtere Strafe auf sich zu nehmen.

Professor Eustachius Huber sah seine Tochter mehr verblüfft denn wuterfüllt an. Sogar ihre Körperhaltung drückte Aufsässigkeit und eine Bereitschaft zur Rebellion aus, die so gar nicht zu einer braven Haustochter passte. Es wäre nun ein Leichtes gewesen, sie zu schlagen. Aus Erfahrung aber wusste er, dass Lene durch Hiebe eher noch bockiger wurde.

»Ich hasse die Griechen nicht, sondern verachte sie!«, sagte er und ärgerte sich, weil Lene ihn zu einer Antwort gezwungen hatte. »Gott hat sie wegen ihrer Verderbtheit den Türken in die Hand gegeben. Der Sultan ist ihr Herr, und wer sich gegen seinen Herrn auflehnt, ist ein Rebell, der keine Gnade verdient. Genauso bist du eine Rebellin, weil du mir, deinem Vater und Herrn, nicht gehorchst.«

»Dann schlag mich doch!«, antwortete Lene leise, aber bereit, dem Vater auch hier zu trotzen.

»Das werde ich nicht«, antwortete der Professor. »Es gibt andere Methoden, um ein renitentes Mädchen wie dich zu zähmen. Du erhältst ab sofort verschärften Arrest und wirst dein Zimmer erst wieder verlassen, wenn du mich kniefällig um Verzeihung gebeten hast und ...«, er griff nach einem leeren Oktavheft, »... und in dieses Heft einhundert Mal in fein säuberlicher Handschrift den Satz ›Die Griechen sind ein von Gott verfluchtes Volk, das verderben möge!«, geschrieben hast.«

Lene erstarrte. Sie kannte ihren Vater und ihr war klar, dass er an diesen Bedingungen festhalten würde bis zum Jüngsten Tag. Aber alles in ihr wehrte sich dagegen, diesen üblen Text zu schreiben. Ebenso wenig war sie bereit, sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen und ihn um Gnade anzuflehen. Angesichts seines Charakters würde diese Verweigerung jedoch wochen- oder gar monatelange Haft in ihrem Zimmer nach sich ziehen. Ein Teil von ihr fragte, ob es tatsächlich so schlimm wäre, dem Vater zu gehorchen. Selbst wenn sie die befohlenen Zeilen schrieb, so meinte sie es doch nicht im Ernst. Eine zweite Stimme in ihr rebellierte jedoch heftig dagegen. Was war schon dabei, wenn sie einen Artikel aus einer Zeitung las? Ihr Vater mochte die Griechen hassen. Sie tat es nicht, und sie war daher nicht bereit, etwas zu schreiben, was ihr so sehr widerstrebte.

»Dann sei es, Vater! Ich gehe in mein Zimmer und werde es nicht mehr verlassen.« Ohne seine Antwort abzuwarten, kehrte sie ihrem Vater den Rücken zu und trat auf den Flur. Dabei missachtete sie das Heft, das ihr der Vater fordernd hinstreckte.

»Verflucht sollen die Griechen sein, und verflucht seist du starrsinniges Ding!«, rief ihr der Vater nach.

Es tat Lene weh, denn bis auf ihre Vorliebe für Griechenland hatte sie sich stets bemüht, eine gehorsame Tochter zu sein.

Dagmar, die Köchin, schüttelte den Kopf, als sie in Lenes Zimmer trat. »Musstest du deinen Vater so in Wut versetzen? Und das ausgerechnet wegen dieser Griechen?«, fragte sie. »Er ist außer sich vor Zorn und wird dir nicht so schnell verzeihen.«

»Dann ist es eben so!«, antwortete Lene mit einem Achselzucken. »Ich begreife nicht, was er hat! Ich durfte doch früher in seinen Zeitungen lesen.«

Dagmar spürte den beleidigten Stolz des Mädchens. Obwohl – ein Mädchen war Lene nicht mehr, denn sie war bereits an der Schwelle zu einer jungen Frau. »Früher stand auch kaum etwas über die Griechen in den Zeitungen«, fuhr sie fort. »Da hat es deinem Vater nichts ausgemacht, wenn du ein wenig darin geblättert hast. Er wollte ja, dass du dir eine gewisse Bildung aneignest. Schließlich hat er keinen Sohn, der in seine Fußstapfen treten könnte.«

»Was hat er überhaupt gegen die Griechen?«, fragte Lene, da sie dies nie herausgefunden hatte.

»Das weiß ich nicht! Er mag sie jedenfalls nicht«, antwortete Dagmar, sah aber an Lene vorbei.

Das Mädchen ahnte schon lange, dass die Köchin mehr wusste. Dagmar kannte den Grund wahrscheinlich sehr genau, hatte sie doch bereits bei ihrer Geburt hier im Haus gearbeitet. Das Haus-

mädchen Franka war erst vor wenigen Jahren eingestellt worden, und das galt auch für Klaus, den Hausdiener.

»Warum hasst mein Vater die Griechen?«, wiederholte Lene daher ihre Frage.

Dagmar ging zum Schrank, öffnete das obere Fach und nahm die dort untergebrachten Bücher heraus. »Dein Vater hat angeordnet, dass du zur Erbauung nur die Bibel lesen darfst. Alle anderen Bücher muss ich mitnehmen«, sagte sie bedauernd.

Bisher war Lene davon ausgegangen, ihre Zimmerhaft mit Lesen verbringen zu können. Doch selbst das wollte der Vater ihr nicht zugestehen. »Dann soll es so sein«, sagte sie und setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Fenster stand. Dort hatte sie meistens gelesen. Nun würde sie auf diesem Platz ihren Gedanken nachhängen.

Unterdessen sammelte Dagmar alle Bücher ein und schüttelte dabei ein ums andere Mal den Kopf. »Das ist eine ganze Bibliothek! Da muss ich mehrmals laufen«, sagte sie seufzend.

»Es reicht, wenn du gehst! Beim Laufen stolperst du noch über deine Füße«, mahnte Lene.

Im letzten Jahr hatte die Köchin es zu eilig gehabt und war auf der Treppe gestürzt. Zu ihrem Glück war es auf dem Weg nach oben geschehen, und sie hatte sich nur das Schienbein verletzt. Zwar hatte ihr Vater den Arzt geholt, doch Dagmar hatte trotzdem mehr als zwei Wochen gehumpelt.

»Das wäre ja noch schöner, wenn ich das wegen deiner Bücher täte!«, antwortete die Köchin schnaubend und verschwand mit dem ersten Packen.

Lene wandte sich ab und blickte durchs Fenster. Das Haus lag in einer ruhigen Ecke der Stadt, und bis zum Markt waren es etliche Schritte zu gehen. Zwar erledigte Dagmar mit Frankas Hilfe den Einkauf, doch Lene begleitete sie gerne und begutachtete die Marktstände. Auf dieses Vergnügen musste sie nun auf absehbare Zeit verzichten, ebenso auf die Spaziergänge mit Gretchen, mit der sie oft

durch den Park schlenderte, und, was ihr weniger schwerfiel, auf den Kirchgang.

Bei dem Gedanken krauste sie die Nase. Dieser würde ihr wohl doch nicht erspart bleiben. Da sie ihren Vater erzürnt hatte, war es ihm gewiss doppelt wichtig, dass sie von der Kanzel Gottes Wort hörte, das besagte, eine Tochter wäre dem Vater, eine Frau dem Mann und alle Untertanen der hohen Obrigkeit zu Gehorsam verpflichtet. Nun glaubte Lene zwar an Gott, aber weniger an das, was der Pfarrer von seiner Kanzel herabpredigte. Der war auch nur ein Mensch, und sie war schon zweimal in ihren Büchern auf Fakten gestoßen, die ihr zeigten, dass er auf der Kanzel falsche Dinge behauptet hatte.

Dagmar kam zurück, und diesmal war das Dienstmädchen bei ihr.

»Bring die Bücher in die Rumpelkammer!«, sagte die Köchin zu Franka.

Das Hausmädchen hob ein paar Bücher auf, tat es aber so nachlässig, dass zwei zu Boden fielen.

»Gib bitte acht!«, bat Lene. »Die Bücher haben eine Menge Geld gekostet. Da darf man sie nicht mutwillig beschädigen.«

»Denen fehlt schon nichts!«, murrte Franka, hob die gefallen Bücher auf und verließ brummend den Raum.

Dagmar blickte Lene auffordernd an. »Du solltest deinen Vater wirklich um Verzeihung bitten und das schreiben, was er von dir fordert. Sonst sitzt du in einem Jahr noch in deinem Zimmer.«

»Das hoffe ich doch! Oder glaubst du, er wird mich fortgeben?« Lene lächelte, obwohl wieder Wut in ihr aufstieg.

»Was ist schon dabei? Er ist dein Vater, und was er sagt, muss für dich wie das Evangelium sein«, drängte Dagmar weiter.

Lene schüttelte den Kopf. »Vater hat unrecht!«

»Du hast unrecht! Dein Vater hatte dir verboten, sein Studierzimmer zu betreten«, erklärte Dagmar mit erhobenem Zeigefinger.

»Früher durfte ich es doch auch betreten. Verboten hat es mir

erst, als ich im Gespräch mit ihm für die Griechen Partei ergriffen habe. Daher ist dieses Verbot ungerecht.«

»Wenn er die Griechen nicht mag, hast du sie auch nicht zu mögen!«

Lene wunderte sich, wie verzweifelt Dagmar klang. Dennoch war sie nicht bereit, einzulenken. »Es ist das Recht der Griechen, sich ihre Freiheit zu erkämpfen! Sie werden von einem fremden Volk unterdrückt, das zudem einen anderen Glauben hat und ihnen verbietet, Gott so zu ehren, wie es ihr Wunsch ist.«

»Gott hat den Sultan der Türken zu ihrem Herrscher gemacht. Sich gegen diesen aufzulehnen, heißt, sich gegen Gott aufzulehnen.«

Lenes Augen blitzten vor Zorn. »Genauso könnte ich zu Vater sagen, Gott hat Napoleon Bonaparte zum Herrn Europas gemacht, und es sei unrecht gewesen, ihn zu bekämpfen, wie es geschehen ist!«

»Du vermengst Äpfel mit Birnen!«, rief die Köchin entsetzt.

»Wir Deutschen, die Italiener, die Spanier und andere haben das Schwert gegen Napoleon und Frankreich erhoben, weil sie uns die Freiheit genommen haben. Das gleiche Recht steht doch wohl den Griechen zu. Dabei ist es gleichgültig, ob sie vierhundert Jahre unterjocht waren oder nur ein gutes Jahrzehnt wie wir.«

Dagmar fasste nach ihren Händen. »Gib nach, Kind! Sonst wird es noch so wie damals bei deiner Mutter.«

Lene zuckte zusammen. »Was war mit meiner Mutter?« Sie wusste nichts anderes, als dass diese bei ihrer Geburt gestorben war. Eine Erinnerung schob sich in ihre Gedanken. Sie lag in einem Bett, da beugte sich eine schmale, dunkel gekleidete Gestalt über sie und gab ihr einen Kuss. Sie glaubte, noch die Tränen zu spüren, die auf ihr Gesicht getropft waren, und sprang auf. »Was ist mit meiner Mutter? Sprich!«

»Oh Gott, jetzt habe ich mich verplappert!«, jammerte Dagmar und sah sich ängstlich um.

»Was ist mit meiner Mutter?«, fragte Lene nun zum dritten Mal.

Die Köchin atmete tief durch, als kämpfte sie einen inneren Kampf aus, dann nickte sie entschlossen. »Ich glaube, es ist besser, wenn du es erfährst, aber nicht hier zwischen Tür und Angel, sondern zu einer Zeit, in der wir ungestört sind.«

Es war fast so, als wolle das Hausmädchen Dagmars Worte bestätigen, denn in diesem Moment trat Franka in den Raum. »Wie ein Frauenzimmer nur so viele Bücher haben kann! Der Herr Pfarrer sagt immer, die heilige Bibel, ein Kochbuch und die Anleitung, wie eine christliche Hausfrau ihren Hausstand zu führen hat, wären für eine Frau genug.«

»Wie kannst du es wagen, die Haustochter als Frauenzimmer zu bezeichnen? Mach, dass du an deine Arbeit kommst, sonst schlage ich dir einen nassen Lappen um die Ohren, dass es nur so pfeift!«, fuhr die Köchin Franka an und hob drohend die Hand.

Das Hausmädchen packte die Bücher und verschwand grummelnd. Nach einem letzten Blick auf Lene folgte Dagmar ihr, schloss die Tür und drehte den Schlüssel um. Auch wenn Lene ihr leidtat, so hätte diese nicht so starrsinnig sein dürfen. Womöglich war zu viel Bildung doch nicht das Richtige für ein Mädchen.

Professor Huber war ein Mann mit festen Grundsätzen. Einer seiner wichtigsten lautete, die Tochter habe dem Vater zu gehorchen. Für ihn war es daher undenkbar, Lene die Strafe zu erlassen, bevor sie ihn um Vergebung gebeten hatte. Lene hingegen fühlte sich durch die schroffe Art ihres Vaters und seine in ihren Augen widersinnige Strafe zu verletzt, um einzulenken. Eher war sie bereit, monatelang in ihrem Zimmer eingesperrt zu bleiben.

Die Köchin versorgte sie. Dafür hatte der Vater ihr den Schlüssel von Lenes Zimmer anvertraut. So erhielt Lene ausreichend zu essen, und Franka musste unter Dagmars Aufsicht das Nachtgeschirr hinaustragen und reinigen. Auf diese Weise reihte sich ein freudloser Tag an den anderen.

Neben dem Verlust ihrer Bücher bedauerte Lene es am meisten, dass sie ihre Freundin nicht mehr besuchen konnte. Als Gretchen bei ihr auftauchte, durfte sie nicht zu ihr ins Zimmer, sondern nur ein paar Worte mit ihr durch die Tür wechseln.

»Warum hast du deinen Vater so erzürnt?«, fragte die Freundin.

»Weil ich anderer Meinung war als er. Aber sag, bist du allein?«, fragte Lene aus Furcht, Franka oder gar ihr Vater könnten vor der Tür stehen.

»Das bin ich! Doch eure Franka wischt im Nebenzimmer Staub.«

»Dann sprich bitte leise, damit sie nicht hören kann, was wir sagen«, bat Lene.

»Ein paar Dinge muss ich laut sagen, sonst fällt es auf«, begann Gretchen leise, um dann lauter weiterzusprechen: »Dein Vater ist ein hochgelehrter Professor und weiß es gewiss besser als du«, erklärte sie nicht ohne Vorwurf.

Lene schüttelte den Kopf, obwohl ihre Freundin es nicht sehen konnte. »Er mag mein Vater und zehnmal Professor sein. Trotzdem darf er mir nicht seine Meinung aufzwingen, wenn ich diese für falsch erachte. Und im Übrigen tue das nicht nur ich. Viele gelehrte Männer in den deutschen Landen sagen es ebenfalls. Nur mein Vater will es nicht begreifen.«

»Dennoch wäre es besser, nachzugeben – oder wenigstens so zu tun! Dann könntest du aus deinem Zimmer heraus und wir wieder miteinander spazieren gehen«, riet Gretchen ihr leise.

Spazierengehen hieß, von dem Hausmädchen von Gretchens Mutter oder von Franka begleitet, durch den Park zu schlendern. Da ihre Begleiterinnen dabei stets die Ohren spitzten, um zu hören, was sie sagten, konnten sie bei dieser Gelegenheit allerdings nicht frei sprechen. Dies war nur möglich, wenn sie einander besuchten und entweder bei Gretchen in deren Zimmer oder hier in dem ihren saßen, dachte Lene. Trotzdem war es schön, mit der Freundin zusammen im Park zu flanieren. Für einen Augenblick überlegte sie, den Rat zu befolgen und so zu tun, als würde sie sich dem Willen des Vaters beugen.

Ein wichtiger Grund sprach jedoch dagegen. Bislang hatte Dagmar sich jedem Versuch entzogen, über ihre Mutter zu sprechen. Das könne sie nur tun, wenn sie einmal allein im Haus wären und sie keine Angst haben müssten, überrascht zu werden, hatte Lene schon mehr als einmal von der Köchin gehört. Dabei zweifelte sie zunehmend an der Behauptung ihres Vaters, ihre Mutter wäre bei ihrer Geburt gestorben. Dann hätte doch ihr Name auf dem Stein

der Familiengrabstätte stehen müssen! Lene fragte sich nicht zum ersten Mal, weshalb ihr dessen Fehlen lange nicht aufgefallen war. Allerdings suchte ihr Vater die Grabstätte nur selten auf, und sie war nie aufgefordert worden, es öfter zu tun als an den wenigen Tagen im Jahr, in denen der kirchliche Kalender es verlangte.

»Warum sagst du nichts mehr?«, hörte sie Gretchens tadelnde Stimme.

»Ich habe nachgedacht! Vielleicht können wir besser miteinander sprechen, wenn du draußen auf dem Trottoir stehst und ich das Fenster öffne«, antwortete Lene.

»Aber ich kann doch nicht einfach draußen vor dem Fenster stehen bleiben. Was würden da die Leute sagen?«, wandte Gretchen ein.

»Ein paar Sätze werden wir wohl wechseln können. Vielleicht erlaubt Vater auch, dass du zu mir ins Zimmer kommst.« Es war allerdings nur eine vage Hoffnung. Andererseits war Gretchens Mutter eine gute Bekannte und würde sich gewiss fragen, was geschehen war, weil ihre Tochter nicht mehr zu ihr kommen durfte.

»Ich muss jetzt gehen! Überlege dir, ob du nicht doch nachgeben und die Verzeihung deines Vaters erlangen willst.« Gretchen klang drängend und erneut ein wenig tadelnd.

Lene hoffte, dass die Freundin nicht die Lust verlor, zu ihr zu kommen. Gretchen war der einzige Mensch auf der Welt, dem sie anvertrauen konnte, was sie wirklich bewegte.

»Du kommst aber wieder?«, fragte sie besorgt.

»Freilich tue ich das! Wir sind doch Freundinnen«, antwortete Gretchen zu ihrer Erleichterung.

»Ich freue mich, dich wiederzusehen – oder sagen wir in diesem Fall besser: wieder zu hören«, sagte Lene.

Gretchen kicherte, verabschiedete sich, und Lene blieb allein zurück.

Ich muss Dagmar dazu bringen, mir endlich von meiner Mutter

zu erzählen, fuhr es ihr durch den Kopf. Auch das war ein Grund, warum sie nicht nachgeben wollte. Tat sie es, war zu befürchten, dass die Köchin schweigen würde, weil ja doch wieder alles gut geworden war.

Doch genau das wollte Lene nicht. Sie hielt ihren Vater für selbstgerecht und seine Meinung für falsch. In ihren Augen hatten die Griechen das gleiche Recht, sich gegen ihre türkischen Unterdrücker zu erheben und ihr Land in alter Größe zu errichten, wie Preußen, Österreich und die anderen deutschen Staaten, die sich gegen Napoleon erhoben und dessen Joch abgestreift hatten. Ihr Vater hieß die Griechen Knechte, Sklaven und noch Schlimmeres. Doch sie waren Menschen und dazu auch noch Christen, die unter der Herrschaft eines fremdgläubigen Herrschers standen. Waren nicht Kaiser Friedrich Barbarossa und andere Fürsten und Könige aufgebrochen, um das Grab Christi den Feinden des Erlösers zu entreißen? Auch wenn es ihnen nicht gelungen war, so sollte es das Recht eines christlichen Volkes sein, unter seinem eigenen christlichen Herrscher zu leben.

Die Wochen, in denen Lene in ihrem Zimmer saß und nur sich selbst zur Gesellschaft hatte, boten ihr viel Zeit zum Nachdenken. Manchmal hörte sie, wie ihr Vater vor ihrer Tür stehen blieb und Dagmar fragte, ob seine Tochter endlich vernünftig geworden sei. Zu ihr ins Zimmer kam er jedoch nie. Lene stellte sich in ihrer Fantasie vor, er würde es tun, und überlegte sich, was sie zu ihm sagen würde. Um Gnade betteln würde sie jedenfalls nicht. Stattdessen legte sie sich einige scharfe Bemerkungen zurecht, um ihm zu zeigen, wie sehr sie sich durch seine engstirnige Strenge gekränkt und gedemütigt fühlte.

Je länger ihr Arrest andauerte, umso mehr wuchs Lenes Ärger. Längst ging es ihr nicht nur darum, ob die Griechen das Recht hatten, sich gegen den Sultan in Konstantinopel zu erheben, sondern sie fragte sich, ob Gott Eva als Gefährtin oder als Sklavin für Adam geschaffen hatte. Da Eva aus Adams Rippe geschaffen worden war,

war sie doch ein Teil von ihm und ihm damit gleichgestellt. Im anderen Fall hätte Adam ein Stück von sich selbst versklavt und damit Gottes Schöpfung und Willen ad absurdum geführt.

Lene las die entsprechenden Stellen aufmerksam in der Bibel, doch weder im Alten noch im Neuen Testament fand sie darauf eine Antwort. Allerdings wurden immer wieder Frauen hoch gerühmt. Da war Ruth, die Großmutter Davids, Judith, die den feindlichen Feldherrn Holofernes enthauptet hatte, und im Neuen Testament die Jesusmutter Maria und vor allem Maria Magdalena, die weitaus mutiger zum gekreuzigten Jesus gestanden hatten als alle elf verbliebenen Apostel.

Wenn Lenes Vater geglaubt hatte, der von ihm verhängte Zimmerarrest würde seine Tochter zermürben, so trat genau das Gegenteil ein.

Die einzige Abwechslung, die es für Lene gab, waren die Besuche ihrer Freundin. Professor Huber hatte erkannt, dass es ihn in ein schlechtes Licht rückte, wenn Gretchen daheim erzählte, Lene dürfe nicht einmal mehr mit ihr sprechen. Daher erlaubte er dem Mädchen, zweimal in der Woche für eine halbe Stunde Lene in ihrem Zimmer zu besuchen.

Professor Huber hoffte zudem, Gretchens Einfluss brächte seine Tochter dazu, sich seinem Willen zu beugen. Tatsächlich schlug die Freundin Lene mehrmals vor, wenigstens so zu tun, als wolle sie gehorchen. Dafür aber war Lene zu sehr die Tochter ihres Vaters – was Dagmar wortreich bedauerte. Das Mädchen war schlicht zu dickköpfig, um nachzugeben.

So hätte es wohl bis zum Ende aller Tage gehen können. Als Eustachius Huber jedoch begriff, dass Lene es darauf anlegte, die bedauernde Tochter eines zu strengen Vaters zu spielen, beschloss er, Nägel mit Köpfen zu machen, und fasste einen Entschluss, ohne dass Lene davon erfuhr. Für sie ging das Leben zunächst wie gewohnt weiter. Dagmar brachte ihr das Frühstück, das Mittag- und das Abendessen, und Franka leerte zweimal am Tag ihr Nachtgeschirr aus.

Doch an diesem Mittag war es anders. Dagmar trug das Tablett mit dem Essen herein, ging aber nicht sofort wieder, sondern blieb bei der Tür stehen.

»Dein Vater ist fortgefahren«, berichtete sie. »Franka hat ihren freien Tag und besucht ihre Mutter, und Klaus ist unterwegs, um die Wanderschuhe deines Vaters neu besohlen zu lassen. Danach wird er gewiss im *Ochsen* einen Krug Bier trinken, wie er es gerne macht. Wir sind also allein im Haus.«

»Und haben endlich die Gelegenheit, damit du mir von meiner Mutter erzählen kannst«, sagte Lene aufgeregt.

Dagmar zog die Tür hinter sich zu, tischte Lene auf und blieb neben ihr stehen. »Ich weiß nicht, ob ich es wirklich tun soll«, sagte sie mit gepresster Stimme.

»Du musst!«, drängte Lene.

Dagmar nickte unglücklich. »Es geht wohl nicht anders! Du musst wissen, wie weit dein Vater zu gehen bereit ist.«

»Als ich ihm das erste Mal wegen der Griechen widersprochen habe, hat er mich geschlagen. Jetzt sitze ich seit etlichen Wochen in meinem Zimmer und darf nicht hinaus. Das ist ungerecht!«

Lene klang so zornig, dass Dagmar den Kopf einzog. In einer hilflosen Geste hob sie die Hände. »Dein Vater kann sehr harsch werden. Davon konnte deine Mutter ein Lied singen.«

»Was ist damals vorgefallen?«, fragte Lene. Dabei ahnte sie, dass es ihr Verhältnis zum Vater für immer zerrütten würde, wenn sie es erfuhr. Aber diesen Preis war sie bereit zu zahlen.

Dagmar seufzte. »Erlaube, dass ich ein wenig weiter aushole. Ich war damals noch ein junges Hausmädchen im Haus deines Großvaters mütterlicherseits. Er war Professor und ein bekannter Wissenschaftler. Dein Vater war einer seiner Studenten. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, galt er als der Klügste von allen und wurde von deinem Großvater sehr gelobt. Daher wurde ihm bald erlaubt, seinen Professor auch privat zu besuchen. Es kam nun immer wieder zu gelehrten Gesprächen zwischen deinem Großvater, deinem Vater und deiner Mutter, obwohl sie damals noch sehr jung war. Da sie das einzige Kind und sehr wissbegierig war, hatte ihr Vater ihr Bücher

gegeben und vieles beigebracht. Ich glaube, sie wäre eine der Besten unter seinen Studenten gewesen.«

»So viel zu dem Glauben vieler Männer, dass die klügste Frau dümmer wäre als der dümmste Mann«, sagte Lene mit einem leisen Fauchen.

»Jedenfalls haben dein Großvater und dein Vater sich bestens verstanden. Dein Großvater hatte spät geheiratet, war aber bereits Witwer und wollte nicht, dass deine Mutter ihn verließ. Als dein Vater um sie warb und versprach, in seinem Haus zu leben, war er daher einverstanden. Deine Eltern heirateten, und die ersten Jahre verliefen friedlich. Du kamst zur Welt und warst für alle ein Sonnenschein. Doch bevor du ein Jahr alt warst, starb dein Großvater, und alles wurde anders.«

Dagmar wischte sich eine Träne von der Wange, bevor sie weiter sprach. »Nach dem Tod deines Großvaters war dein Vater der Hausherr. Hatte er bis dahin Rücksicht auf den alten Herrn nehmen müssen, so war dies nun vorbei. Es zählte nur noch ein Wille im Haus, und das war der seine. Deine Mutter war von ihrem Vater stets darin bestärkt worden, ihre Meinung frei zu äußern, auch wenn sie der seinen widersprach. Damit war es nun vorbei. Wehe, deine Mutter wagte es, anderer Meinung zu sein als dein Vater! Zuerst wurde sie gescholten, später erhielt sie Ohrfeigen und zuletzt Rutenhiebe.«

»Vater hat sie geschlagen, nur weil sie seine Ansichten nicht teilte?«, fragte Lene entsetzt.

Dagmar nickte. »Und das nicht nur einmal! Und es wurde immer schlimmer. Dein Großvater war ein großer Freund der Griechen und hat es sehr bedauert, dass es der russischen Kaiserin Katharina nicht gelungen war, dieses Volk zu befreien. Auch hatte er griechische Freunde, die in Triest und in Leipzig lebten und ihn immer wieder besuchten. Es waren angenehme Herren, und zumindest einer von ihnen hatte die Hoffnung gehegt, deine Mutter für sich gewinnen zu können. Für diese Ehe hätte sie jedoch ihrem protestantischen Glauben

entsagen und den der Griechen annehmen müssen. Das wäre ihrem Vater nicht recht gewesen, doch er wollte ihr die Entscheidung überlassen. Da zur gleichen Zeit auch dein Vater um sie warb und die Ansichten ihres Vaters zu teilen schien, wählte sie schließlich ihn. Sie wird diese Entscheidung später arg bedauert haben.«

»Aber was ist mit meiner Mutter geschehen?«, fragte Lene ungeduldig.

»Der griechische Herr besuchte deinen Vater und deine Mutter nach mehreren Jahren wieder und glaubte sich willkommen, da dein Vater sich doch als Griechenfreund gegeben hatte. Umso überraschter war er, als dieser ihm das Haus verbot. Das wiederum empörte deine Mutter, und es kam zu einem entsetzlichen Streit. Vom Jähzorn erfasst, verprügelte dein Vater deine Mutter, bis sie blutend am Boden lag. Sie sah schrecklich aus, und es dauerte mehr als zwei Wochen, bis all ihre Schrammen und blauen Flecken so weit verheilt waren, dass sie wieder unter die Leute gehen konnte. Danach war sie nicht mehr dieselbe und verließ kurz darauf das Haus. Wie gerne hätte sie dich mitgenommen! Dein Vater hat dich jedoch bewacht wie ein Lindwurm seinen Hort. Auch drohte er, sie verhaften zu lassen, sollte sie es wagen, sich dir auch nur nähern zu wollen.«

Dagmar konnte ihre Tränen nicht mehr zurückhalten und wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. »Ich sehe sie noch vor mir, wie sie weinend vor der Tür stand, hinter der dein Vater deine Wiege eingesperrt hatte.

>Gib mir auf die Kleine acht, Dagmar!<, sagte sie damals zu mir. Der griechische Herr half ihr mit Geld aus, sodass sie nicht ganz mittellos war. Bald erhielt dein Vater einen Brief von ihr, in dem sie die Scheidung verlangte. Voller Wut ging dein Vater darauf ein und verbot ihr ein für alle Mal, ihr Kind – also dich – noch einmal zu sehen.«

»Du hättest mir von ihr erzählen sollen«, sagte Lene bedrückt.

»Stattdessen hast auch du mich angelogen, als es hieß, meine Mutter wäre bei meiner Geburt gestorben.«

»Das habe ich nie behauptet. Dein Vater hat es erklärt. Ich habe es allerdings nicht gewagt, dir die Wahrheit zu bekennen. Er war mein Dienstherr. Hätte ich nur ein Wort gesagt, hätte ich auf der Straße gestanden. Dabei habe ich deiner Mutter doch versprochen, auf dich achtzugeben.«

»Mein Vater ist ein Tyrann, und es war das Recht meiner Mutter, sich dagegen zu erheben, wie es das Recht der Griechen ist, das Joch des von ihm hochverehrten Sultans abzuwerfen!«, sagte Lene harsch.

Nach einem tiefen Atemzug stellte sie die Frage, ob Dagmar wisse, weshalb ihr Vater zum Griechenfeind geworden war, nachdem er jahrelang vorgegeben hatte, dieses Volk zu lieben.

Die Köchin zuckte mit den Schultern. »Das kann ich dir nicht sagen. Ich nehme aber an, dass es mit dem griechischen Herrn zusammenhängt, mit dem deine Mutter gegangen ist.«

Dies mochte stimmen, dachte Lene. Anderes aber war für sie sehr viel wichtiger. »Weißt du, was aus meiner Mutter geworden ist? Lebt sie noch?«

Dagmar breitete entschuldigend die Arme aus. »Das vermag ich nicht zu sagen! Ich habe sie nur noch ein Mal gesehen, wenige Wochen nachdem ihre Scheidung von deinem Vater bekannt gegeben worden war. Sie wartete vor einem Laden, in dem ich öfter eingekauft habe, auf mich und fragte mich, wie es dir gehe. Dabei hat sie mir einen Brief für dich mitgegeben, den ich dir später einmal geben sollte.«

»Das hast du nie getan!« Lene klang gekränkt und anklagend.

»Ich habe es nicht gewagt! Wenn der Herr es erfahren hätte, wäre ich entlassen worden. Auch warst du noch sehr jung«, verteidigte sich die Köchin.

»Du wirst mir diesen Brief jetzt geben!«

»Er darf niemals bei dir gefunden werden!«, sagte Dagmar beschwörend.

»Das wird er nicht.« Lene lächelte, denn sie hatte sich in ihrem Zimmer mehrere Verstecke eingerichtet, die auch ihr Vater kaum entdecken würde.

»Dann hole ich ihn.« Dagmar verschwand und kehrte wenig später mit einem vergilbten Umschlag zurück. »Hier ist er! Bedenke aber, dass er vierzehn Jahre alt ist und mittlerweile viel geschehen sein kann.«

Lene nahm den Umschlag entgegen und wollte den Brief herausnehmen. Doch dann wurde ihr bewusst, dass sie zu erregt war, um ihn gleich lesen zu können, und legte ihn auf den Tisch.

»Es ist spät geworden! Daher werde ich jetzt essen«, sagte sie und nahm das Besteck zur Hand.

Während des langen Gesprächs mit Dagmar waren die Speisen kalt geworden. Doch Lene nahm dies kaum wahr, weil ihre Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren. Die Tatsache, dass ihre Mutter, die laut dem Vater seit achtzehn Jahren tot sein sollte, noch am Leben sein könnte, erschütterte sie bis ins Mark. Ihr Blick streifte das Kuvert, das Dagmar ihr gebracht hatte. Die drängendsten Fragen würde das Schreiben nicht beantworten können, denn der Brief war vierzehn Jahre alt, und in dieser Zeit konnte viel geschehen sein. Auch deshalb wagte Lene sich nicht so recht an ihn heran. Zudem wollte sie, wenn sie ihn las, allein sein. Dagmar war zwar eine liebe Frau, aber auch davon abhängig, den Vater nicht zu erzürnen. Wenn er sie entließ, stand sie auf der Straße. Das durfte keinesfalls passieren, denn zum einen hatte Helene die Frau ins Herz geschlossen, zum anderen wollte sie keinesfalls an ihrem Unglück schuld sein. Außerdem hatte Dagmar bereits ihrem Großvater gedient, und so hoffte sie, von ihr mehr über ihn und vor allem über ihre Mutter zu erfahren.

Der Brief war enttäuschend kurz, fand Lene, als sie das Blatt entfaltete.

»Liebste Helena«, las sie. »Ich weiß nicht, in welchem Alter du meinen Brief erhältst, und auch nicht, was dein Vater dir über mich erzählt haben wird. Ich habe dich immer geliebt und hätte dich so gerne mit mir genommen. Dann aber hätte dein Vater mich durch die Behörden festnehmen und einsperren lassen. Also habe ich dich bei ihm zurückgelassen, so sehr mein Herz deswegen auch blutet.

Ich bin nun die Ehefrau von Kyriakos Maranakis und werde mit ihm in seine Heimat Mani auf Morea ziehen. Dort werden wir unter dem Schutz von Petrobey Mavromichalis, eines Verwandten meines Mannes, sicher sein.

Solltest du den Wunsch hegen, mir zu schreiben, so sende deine Briefe an den Herrscher Filippus Tolidis auf der Insel Kefalonia. Ich wünsche mir so sehr, etwas von dir zu hören.

Deine Mutter

Theodosia Maranaki«

Lene hatte den Brief laut vorgelesen. Dabei war ihr, als höre sie eine fremde Stimme, oder vielmehr eine Stimme, die sie viele, viele Jahren nicht mehr vernommen hatte. Wieder erinnerte sie sich an die Szene, in der die Mutter ihr den letzten Kuss gegeben und sie deren Tränen auf dem Gesicht gespürt hatte. Nun erschien sie ihr real. Bei

dem Gedanken kamen ihr selbst die Tränen. Sie weinte nicht nur wegen des Verlusts der Mutter, den sie erst jetzt so richtig zu spüren schien, sondern auch wegen ihrer Hilflosigkeit. Wie gerne würde sie der Mutter schreiben! Sie hatte jedoch nicht einmal das Geld, einen Brief zur Post zu geben. Dagmar darum zu bitten, hieße, diese aufzufordern, die Summe, die der Brief kostete, vom Haushaltsgeld zu unterschlagen. Käme es auf, würde sie unweigerlich entlassen.

Theodosia hieß also ihre Mutter. Wenn sie sich recht erinnerte, konnte man dies mit »Gabe Gottes« übersetzen. Der Großvater musste sie sehr geliebt haben. Und ihr eigener Name lautete offenbar Helena. So weit sie zurückdenken konnte, war sie Lene genannt worden. Sie hatte nicht einmal gewusst, dass es die Abkürzung von Helena war. Hatte ihr Großvater diesen Namen gewählt – oder vielleicht doch ihre Mutter? Ihr Vater hatte sie gewiss nicht so genannt. Zumindest dann nicht, wenn er insgeheim schon damals die Griechen gehasst hatte.

»Helena Huber!« Es war ein einfacher Name. Zu Helena gehörte eigentlich etwas Besseres als das Huber. Sie schalt sich aber sofort. Jetzt war es ihr Name, und sie musste mit ihm zurechtkommen.

Helena Huber, Tochter der Theodosia und des Eustachius Huber. So hieß sie. Sobald sie heiratete, würde sie einen anderen Namen tragen. Da sie »Huber« nicht mochte, wünschte sie sich fast, es käme bald zu einer Hochzeit. Bei dem Gedanken musste sie über sich selbst lachen. Wohl heirateten andere Mädchen mit achtzehn Jahren. Aber wie sollte sie einen jungen Mann kennenlernen, der ihr behagte?

»Vater wird mich mit einem Mann verheiraten wollen, der sein genaues Ebenbild ist. Aber so einen will ich nicht!«, rief Lene verzweifelt. Sie wusste jedoch, dass es für sie kaum eine Möglichkeit gab, dem väterlichen Zwang zu entkommen.

Für kurze Zeit hatte Lene gehofft, Dagmar könnte ihre heimliche Verbündete werden. Sie erkannte jedoch rasch, dass die Köchin vor Angst fast verging, weil sie ihr von ihrer Mutter erzählt und ihr deren Brief übergeben hatte. Mehr konnte sie nicht von ihr verlangen.

Lene lebte daher so weiter, wie ihr Vater es befohlen hatte. Um ihre Beine zu kräftigen, wanderte sie stundenlang in ihrem Zimmer hin und her und ließ dabei ihren Gedanken freien Lauf.

Als ihr Vater von seiner Reise zurückkehrte, bekam Lene es nur mit, weil sie eines Abends seine Stimme vernahm. Er fragte Dagmar, Franka und Klaus, was es Neues in der Stadt gebe. Nach ihr fragte er nicht. Sie hörte nicht heraus, wo er gewesen war.

Auch Dagmar verlor kein Wort darüber, als sie ihr am nächsten Morgen das Frühstück brachte.

»Guten Morgen!«, grüßte Lene in der Hoffnung, die Köchin zum Sprechen zu bringen.

»Guten Morgen«, antwortete Dagmar. »Ich bringe Kaffee, ein wenig Wurst und Käse sowie Butter und Brot. Lass es dir schmecken.«

»Ich danke dir«, sagte Lene. Auch darauf reagierte die Köchin nicht, sondern verließ das Zimmer und drehte draußen den Schlüssel um.

Das Essen war üppiger als während ihrer bisherigen Gefangenschaft. Da Dagmar es gewiss nicht aus eigenen Stücken gewagt hätte, ihr besser aufzutischen, musste der Vater dazu den Befehl gegeben haben. Was beabsichtigte er damit?, fragte Lene sich. Glaubte er etwa, sie wäre während ihrer langen Klausur so mürbe geworden, dass eine solche Geste sie erfreuen und zum Nachgeben bewegen würde? Wenn ja, so hatte er sich gründlich geirrt.

Lene ließ sich den Schinken und den guten Käse schmecken. Beim Kaffee hatte Dagmar diesmal nicht mit den Bohnen sparen müssen. Es gab sogar genug Milch für sie, während sie ihn bisher fast schwarz hatte trinken müssen, obwohl sie schwarzen Kaffee nicht mochte.

»Vater hat etwas vor«, sagte sie sich und beschloss, auf der Hut zu sein.

An diesem Tag tat sich nichts. Als Lene sich ins Bett legte, wurde die Sehnsucht nach ihrer Mutter so groß, dass ihr die Tränen kamen. Auch wünschte sie sich, sie hätte ihren Großvater kennengelernt. Dieser hatte nicht nur den Willen ihrer Mutter geachtet, sondern sie vieles gelehrt, so als wäre sie einer seiner Studenten. Zwar hatte auch sie von ihrem Vater Wissen erworben, aber mit einem Gymnasiasten oder gar einem Studenten konnte sie ihre Bildung nicht vergleichen. So hatte sie statt Latein Italienisch gelernt, und ihre Kenntnisse in Mathematik endeten dort, wo ihr Vater es für richtig gehalten hatte.

Trotz ihres Ärgers über ihn und ihrer Sehnsucht nach der Mutter schlief Lene schließlich ein. Mit einem Mal fand sie sich auf dem Deck eines Schiffes wieder. Als sie hochblickte, flatterte über ihr am Mast die blaue Fahne mit dem weißen Kreuz der Griechen. Matrosen eilten umher, Rufe erklangen, und einer der Männer wies lachend nach vorne. »Gleich haben wir sie, Kapitanessa Helena!«

Lene drehte sich um. Doch außer ihr war da niemand. Sie war die Kapitanessa, so, wie Laskarina Bouboulina die Kapitanessa von Spetses gewesen war. Ein Mann reichte ihr ein Fernrohr. Lene blickte hindurch und sah drei Schiffe, jedes größer als das ihre und mit mehr

und stärkeren Kanonen bestückt. Und doch flohen sie vor ihr! Die rote Fahne mit dem weißen Halbmond hing schlaff herab. Während ihre *Menelaos* mit gutem Wind segelte, waren die Türken in eine Flaute geraten.

Kurz fragte sie sich, weshalb ihr Schiff *Menelaos* hieß. Sie hatte es wohl wegen Bouboulinas Fregatte *Agamemnon* so genannt. Schließlich waren Agamemnon und Menelaos Brüder gewesen. Auch passte es aus einem anderen Grund, denn der Sage nach war Helena Menenalos' Gemahlin.

»Helena und Menelaos!«, rief sie lachend. »Wir werden es diesen Türken zeigen. Rache für Chios, meine Freunde! Rache für jahrhundertelange Sklaverei!«

»Rache!«, brüllten ihre Männer und schwangen Säbel und Entermesser.

»Macht die Kanonen bereit!«, befahl Helena.

»Die Kanonen sind bereit, Kapitanessa! Gleich haben wir den Ersten«, rief einer der Männer zurück.

Jetzt sah Helena es auch. Das kleinste der Türkenschiffe hatte den Anschluss an die beiden größeren verloren. Durch das Fernrohr sah sie, wie die Besatzung voller Panik umherrannte. Ein paar Kanonen wurden geladen, doch geschah dies unter so viel Palaver und Lärm, dass die Türken einander im Weg standen.

»Ein Teil ihrer Matrosen sind Griechen. Seht, wie die zum Heck schleichen. Die Ersten springen bereits ins Wasser. Die wollen nicht für die Türken gegen ihre Landsleute kämpfen«, erklärte der Erste Offizier der *Menelaos*.

Helena nickte. »Die Türken sind keine Seefahrer. Dafür brauchen sie Griechen. Die aber sind die Sklaverei ebenso leid wie wir. Wir feuern, sobald wir in Schussweite sind. Sorgt dafür, dass wir treffen! Die griechischen Matrosen holt an Bord. Ich will mindestens eines der drei Schiffe kapern. Dafür können wir diese Männer gut brauchen.«

Der Mann lachte und erteilte die entsprechenden Befehle.

Bald ertönte der erste Schuss. Helena sah, wie die Kugel auf der Wasserlinie des Türken einschlug und ein großes Loch riss. Sofort nahm das Schiff Wasser auf. Die Türken schrien entsetzt. Einer schoss noch eine Kanone ab, doch die Kugel klatschte harmlos ins Wasser.

»Noch zwei, drei Treffer, und er sinkt«, erklärte der Erste Offizier.

»Gebt ihm den Fangschuss!«, befahl Helena.

Kanonen krachten. Drüben splitterte Holz, und einer der Masten kam herab, dann war das Schiff so beschädigt, dass es hilflos im Wasser lag und langsam darin versank.

Helena richtete ihr Augenmerk bereits auf das nächste Türkenschiff. Dort schienen die Offiziere ihre Mannschaften besser in Griff zu haben und richteten sich auf den Kampf ein. Entschlossen winkte Helena ihren Ersten Offizier zu sich. »Wir kreuzen hinter seinem Heck und beschießen es von hinten.«

Der Mann salutierte und rief dem Mann am Ruder und den Kanonieren die entsprechenden Befehle zu. Wenig später änderte die *Menelaos* den Kurs, als wolle sie den Türken auf der vom Wind abgewandten Seite attackieren. Doch bevor sie das feindliche Schiff erreichten, schwang der Bug herum, und die *Menelaos* segelte hinter dem Türken vorbei. Sämtliche Kanonen feuerten, und ihre Kugeln schlugen im Heck des Feindes ein.

Schreie erklangen, Flüche, dann drehte sich das fremde Schiff im Wind und bot den Geschützen der *Menelaos* die Gelegenheit, noch einmal zu feuern, während die Türken ihre Kanonen nicht einzusetzen vermochten. Segel zerrissen, die prunkvolle Heckgalerie wurde zu einem Trümmerfeld, und Helenas Erster Offizier rief triumphierend, dass die Ruderanlage des Feindes zerschossen sei.

»Der kann uns nicht mehr gefährlich werden, Kapitanessa!«, setzte er lachend hinzu.

Helena hielt unterdessen nach dem letzten Türkenschiff Ausschau.

Es hatte einen kleinen Vorsprung gewonnen, segelte aber zu langsam, um der *Menelaos* entkommen zu können. Es war ein großes Schiff mit vielen Kanonen, am Mast wehte die Flagge des Großadmirals der osmanischen Flotte. Es war ein Gegner, den anzugreifen Mut kostete. Helena war dazu bereit.

»Diesmal entern wir ihn!«, sagte sie zu ihrem Ersten Offizier. »Wir tun so, als wollten wir auf der Windseite bei ihm anlegen, wechseln im letzten Augenblick jedoch auf die windabgewandte Seite. Durch den Druck der Segel liegt sein Deck dort niedriger, das unsere aber höher. Das macht es uns leichter, an Bord zu kommen. Wir greifen mit allen Männern an. Es bleibt keiner zurück.«

»So sei es!«, rief der Mann und gab Helenas Worte weiter.

Danach hieß es warten. Das feindliche Schiff kam näher. Die Türken schossen ihre Heckkanonen ab, zielten aber schlecht. Helena beobachtete, wie die Kugeln Dutzende Klafter von der *Menelaos* entfernt harmlos im Meer einschlugen und dort die Fische erschreckten.

Nun setzten ihre Männer das Buggeschütz ein, und sie wussten damit umzugehen. Helena sah, wie das Segel des hintersten Mastes beim Türken zerriss und nur noch die Fetzen im Wind flatterten. Der zweite Schuss der *Menelaos* traf eine der beiden Heckkanonen des Türken und warf sie um. Bis sie wieder aufgerichtet war, konnte auch die zweite Kanone nicht schießen.

Nun ging alles blitzschnell: Die *Menelaos* raste auf den Türken zu, wechselte im letzten Moment von der Windseite auf die windabgewandte Seite und krachte hart gegen die Bordwand des Türken. Entershaken flogen und bohrten sich in das Holz des großen Schiffes. Noch während die Leinen gestrafft und befestigt wurden, kletterte Helena an der Spitze ihrer Männer aufs feindliche Schiff.

Die Türken kämpften tapfer, doch ihnen standen Männer mit dem Mut und der Kraft von Löwen gegenüber. Helenas Säbel blitzte und traf. Immer weiter ging es. Schließlich erreichte sie das Achterdeck des Türkenschiffs. Mehrere Janitscharen wollten sie aufhalten,

doch ihr kamen die eigenen Männer zu Hilfe. Nun sah sie den feindlichen Admiral vor sich. Dessen Gesicht war vor Wut verzerrt, und er riss seinen Säbel zum Schlag hoch. Helena war jedoch schneller.

Während der türkische Admiral zusammensank, starrte Helena ihn an und erschrak. Der Mann war ihr Vater!

Sie erwachte durch ihren eigenen Schrei und starrte verwirrt um sich. Da war kein feindliches Schiff und auch keine *Menelaos*. Sie war nicht mehr die Kapitanessa Helena, sondern nur noch Lene und lag in ihrem Bett. Ihr Atem ging schwer, und sie spürte, dass sie ihr Nachthemd durchgeschwitzt hatte. Ihr Bett war feucht.

Mühsam kämpfte sie sich auf die Beine und fragte sich, ob sie zur Vaternörderin geworden war. Der Verstand sagte ihr, sie war nur in einem Albtraum gefangen gewesen. Das Gefühl aber war so stark, dass sie sich elend fühlte.

Sie streifte ihr Nachthemd ab und suchte in der Dunkelheit den Schrank, um ein anderes herauszuholen. Gerne hätte sie auch ihr Bett frisch überzogen. Dafür aber hätte sie Licht gebraucht. Der Vater hatte jedoch verboten, eine Kerze oder eine Lampe in ihrem Zimmer zu lassen. Auch hätte ihr dies nicht geholfen, da das Nachtlcht, an dem sie sie hätte anzünden können, draußen auf dem Flur brannte. Ihre Tür war jedoch versperrt, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als die Zudecke zu wenden, sodass die feuchte Seite oben lag. Beim Matratzenbezug war dies nicht möglich, und so kroch sie wieder in ihr oben trockenes, unten aber immer noch feuchtes Bett.

Ihr Herz schlug hart. Noch immer geisterten Bilder aus ihrem Albtraum in ihren Gedanken herum, und sie flehte Gott und den Heiland um Vergebung an, weil sie darin das Schwert gegen den Vater erhoben hatte.

Als Dagmar am nächsten Morgen das Frühstück brachte, saß Lene am Fenster und schaute nicht einmal auf.

»Einen schönen guten Morgen wünsche ich! Heute hat dir dein Vater Salami erlaubt. Die gibt es nur selten«, sagte Dagmar.

Lene zuckte kaum merkbar mit den Schultern. »Wenn Vater glaubt, mich damit zum Nachgeben zu bewegen, hat er sich geirrt.«

»Du bist so was von stur!«, klagte die Köchin. »Auch wenn er über deine Mutter nicht die Wahrheit gesagt hat, so ist er immerhin dein Vater!«

»Nicht die Wahrheit gesagt!« Lene lachte bitter auf. »Er hat mich belogen, dass sich die Balken gebogen haben.«

»Das weiß ich doch. Aber du hast ihm nun einmal zu gehorchen.«

»Meine Pflichten als Tochter würde ich erfüllen. Doch meine Gedanken lasse ich nicht unterdrücken. Ich bin nun einmal anderer Meinung als er. Wenn er dies nicht gelten lassen will, so soll es sein. Dann halte ich eben den Mund. Ihm deswegen zu Füßen fallen werde ich niemals!« Lene klang so hart, dass Dagmar verzweifelt den Kopf schüttelte.

»Du bist ja noch rebellischer als deine Mutter! Man erkennt, dass du seine Tochter bist.«

»Dann erkennt man es eben!«, gab Lene zurück.

»Dein Vater würde nicht einmal einem Sohn erlauben, anderer

Meinung zu sein als er, umso weniger dir. Du bist wirklich ein Sturkopf!«, klagte sie weiter. »Und du bist genauso ungerecht wie dein Vater. Er gönnt dir deine Meinung nicht und du ihm nicht die seine.«

So hatte Lene es noch nicht gesehen. Auf eine gewisse Weise traf dies wohl zu. Sie liebte die Griechen, ihr Vater hasste sie, und keiner von ihnen war gewillt, die Meinung des anderen zu akzeptieren. Trotzdem trug in ihren Augen ihr Vater die größere Schuld. Sie verlangte wenigstens nicht von ihm, sich ihr zu Füßen zu werfen und sie um Verzeihung anzuflehen.

»Frühstücke jetzt, damit ich später das Geschirr wieder holen kann«, sagte die Köchin und verließ das Zimmer.

Lene sah ihr nach, hörte, wie sie den Schlüssel im Schloss umdrehte, und dachte sich, dass dies eigentlich überflüssig war. Selbst wenn sie an Flucht denken würde, so gab es keinen Ort, an den sie hätte fliehen können. Die Verwandten von Mutterseite kannte sie nicht, denn ihr Vater hatte den Kontakt zu allen abgebrochen. Seine Verwandten würden zu ihm halten, und außer diesen blieb ihr nur noch Gretchen, die mit ihrer Mutter zwei Häuser weiter lebte. Gretchens Mutter war eine herzensgute Frau, würde sie aber auf Knien anflehen, zu ihrem Vater zurückzukehren. Gretchen hatte wenigstens ihre Mutter. Sie hingegen ... hatte auch eine, fuhr es ihr durch den Kopf. Wenn sie nur wüsste, wie sie zu ihr gelangen könnte ...

Mit diesem Gedanken begann sie zu frühstücken. Salami gab es tatsächlich nur selten, und sie wollte sich diesen Genuss durch nichts trüben lassen.

Kaum hatte sie aufgegessen, als auch schon Dagmar erschien, um abzuräumen. »Den Appetit hat es dir wenigstens nicht verschlagen«, sagte sie lächelnd.

»Ich gedenke nicht, aus Gram über den Zorn meines Vaters dahinzusiechen«, antwortete Lene. Sie überlegte, ob sie Dagmar bitten sollte, ihr ein Buch ins Zimmer zu schmuggeln. Doch sie fürchtete,

die Köchin könnte vor Aufregung das unter ihrer Schürze versteckte Buch fallen lassen, und Franka, dieses Biest, würde es wohl sofort dem Vater melden.

»Gibt es noch etwas, das ich für dich tun kann?«, fragte Dagmar.

Lene schüttelte den Kopf. »Es gibt vieles, was ich mir wünsche, doch nichts davon kannst du mir erfüllen.«

Das Mittagessen fiel ebenfalls üppiger aus, und das nahm Lene als Zeichen der Hoffnung, dass der Vater seine Strenge bedauerte. Sie erhielt sogar ein Glas Wein. Nun wäre nur noch ein Buch als Lektüre für den Nachmittag schön gewesen, dachte sie, als Dagmar wieder abräumte. So blieb ihr nur, erneut ihren Gedanken nachzuhängen. Es führte wiederum dazu, dass sie über die Ungerechtigkeit ihres Vaters nachsann, und ihr Widerstand, sich ihm zu unterwerfen, nur noch stieg.

Da vernahm sie Stimmen vor der Tür. Der Schlüssel wurde umgedreht, und Dagmar sagte: »Der Herr erlaubt eine halbe Stunde. Danach komme ich wieder.«

Die Tür wurde geöffnet, und Gretchen kam fröhlich lächelnd herein.

»Gretchen! Wie schön, dich zu sehen!«, rief Lene und fiel ihrer Freundin um den Hals.

»Ich freue mich auch«, antwortete Gretchen.

Lene bot ihr den Stuhl an und setzte sich mangels einer anderen Sitzgelegenheit aufs Bett.

»Ich soll dich von meiner Mutter grüßen«, fuhr Gretchen fort.
»Sie rät dir, dich mit deinem Vater zu versöhnen.«

»Das rät auch Dagmar«, sagte Lene mit einem gekünstelten Lachen.
»Sie sagt allerdings auch, dass ich genauso stur bin wie mein Vater.«

»Ein Mädchen sollte nicht stur, sondern sanft und gehorsam sein«, mahnte ihre Freundin. »Ich würde Mutter nie so erzürnen, dass sie mich mit Zimmerarrest bestraft.«

»Zimmerarrest würde ich ja noch hinnehmen. Ich bin jedoch eingesperrt wie ein Stück Vieh im Stall.«

»Immerhin hast du keine Kette um«, sagte Gretchen in dem Versuch, witzig zu sein.

Lene lachte leise. »Die sieht man nur nicht!«

»Versöhne dich endlich mit deinem Vater, dann können wir beide wieder im Park spazieren gehen. Den Winter über mag es ja angenehm sein, im Haus zu bleiben. Doch jetzt kommt bald der Frühling, und da will man hinaus«, sagte Gretchen drängend.

Noch während die Freundin es sagte, verspürte Lene eine irrsinnige Sehnsucht danach, dies zu tun. Waren ihr die Griechen wirklich so viel wert, um ihretwegen den Zorn des Vaters ertragen zu müssen? Die Griechen nicht, meldete sich eine leise Stimme, wohl aber ihre Mutter. Vater hatte sie geschlagen und aus dem Haus getrieben. Das würde sie ihm niemals verzeihen.

Gretchen fasste nach ihrer Hand. »Geh in dich, und du wirst merken, dass ich recht habe. Was kümmern dich überhaupt die Griechen? Die sind doch sehr weit weg von hier.«

»Ich habe ihnen das Recht zugebilligt, sich gegen den Sultan zu erheben. Aber Vater war der Meinung, als dessen Untertanen wäre dies Verrat und Rebellion, und sie müssten dafür schwer bestraft werden.«

»Deswegen streitet man sich doch nicht!«, rief Gretchen aus. »Wenigstens nicht wir Frauen. Politik ist etwas für Männer. Uns geht das nichts an.«

»Das sehe ich vollkommen anders!«, erwiderte Lene. Kurz überlegte sie, Gretchen von ihrer Mutter zu erzählen. Aber wenn die Freundin es zu Hause weitersagte und ihr Vater davon erfuhr, wusste dieser gleich, dass sie es nur von Dagmar erfahren haben konnte.